

**Stimmen
am Hügel der Erinnerungen**

von Marési Strommer

Marési Strommer

Stimmen am Hügel der Erinnerungen



Einbandgestaltung: Judith Heimhilcher
unter Verwendung einer Vorlage
von Gabriel Strommer.
Autorin und Künstler behalten sich alle Rechte
an den Illustrationen vor.

Gefördert durch das Land Niederösterreich



Impressum:
© 2018 Edition Weinviertel
Kellergasse 106, 2103 Langenzersdorf
www.edition-weinviertel.at

ISBN 978-3-902589-73-6

Widmung

In großer Dankbarkeit
meiner Mutter
und
meinen beiden Söhnen
zugeeignet.

„Das Gedächtnis der Menschen
ist so furchtbar kurz.“

Bertha von Suttner



Zur Einstimmung

Es gibt wohl viele Romane, in denen Zeitgeschichte in ihrer Verwobenheit mit der generationsübergreifenden Geschichte einer Familie dargestellt wird, und die eindrucksvollsten unter ihnen sind nicht unbedingt jene, die den Werdegang von Herrscherhäusern oder Repräsentanten der "guten Gesellschaft" nach erzählen. Wie viel mehr fühlen wir uns als Leserinnen und Leser doch vom Schicksal der "kleinen Leute" bewegt, die den Lauf der Dinge nicht im geringsten beeinflussen können, die ihr Schicksal einfach hinzunehmen haben und mit deren Verhalten wir uns schneller identifizieren können: ihre Anständigkeit und Großzügigkeit, aber auch ihre Fehler und ihr Versagen leuchten uns unmittelbarer ein, weil sie in einer Erlebniswelt passieren, die unserer eigenen ähnlich ist.

Stimmen am Hügel der Erinnerungen – in diesem Roman berichtet die Autorin als Erzählerin in der Ich-Form von den wesentlichen Ereignissen, die das Leben von drei Generationen einfacher Menschen vom ausklingenden 19. Jahrhundert weg bis in die Nachkriegszeit, die den schrecklichen Jahren des 2. Weltkriegs folgte, prägte. Nein, besser gesagt, sie ist nur dabei und hält fest, was die schon Verstorbenen selbst zu erzählen haben, denn sie erfährt schon am Beginn des Romans, bei ihrem erstem Besuch am Hügel der Erinnerungen: "Alles was jemals war und ist und sein wird, ist eingebrannt ins ewige Jetzt".

Als Symbol dieser uralten Gewissheit, dass nichts, was einmal war, unwiderrufflich verlorenght, dient Marési

Strommer das Einhorn, dieses uralte mystische Wesen, das die Reinheit, das Gute symbolisiert und das nun die Verbindung zwischen den Lebenden und den Verstorbenen herzustellen weiß und das Chronik und Metaphysik zu einem bunten Teppich des Verstehens und Deutens von Vergangem zu weben versteht.

Damit das mit Hilfe des Einhorns vermittelte Wissen über die Vergangenheit, über die Fakten und über die Gefühle der Protagonisten, nicht in eine nur subjektive und daher fragwürdige Interpretation des Erlebten mündet, bedient sich die Autorin neben den "Stimmen der Erinnerung" der Vorfahren auch der "Stimmen der Geschichtskundigen des Ahornhügels", die die Aussagen der Vorfahren durch objektives Wissen komplettieren. So entsteht ein überzeugendes Bild einer unruhigen, von zwei gigantischen Katastrophen gekennzeichneten Zeit – wohl aus der Perspektive einer ländlichen Gesellschaft abseits der großen Zentren der Politik und der Kultur gezeichnet, aber auch ohne jede idealisierende oder entschuldigende Schwarz/Weiß-Malerei. Und die Schicksale der einfühlsam und warmherzig präsentierten Personen lassen uns so schnell nicht mehr los.

Es lohnt sich, diesen sehr poetischen Ausflug auf den Hügel der Erinnerungen mitzumachen – er wird uns helfen, besser zu verstehen, wer wir sind, weil wir erkennen, wer unsere Vorfahren (auch) waren.

Martin G. Petrowsky

LUN

Am Hügel der Erinnerungen

Am Hügel der Erinnerungen, wo der mächtige Ahornbaum emporragt und der Weg endet, dieser weiß gekieste Weg, steht das mächtige Tor weit offen, und eine Stimme spricht: „Die Sehnsucht öffnet, was verschlossen war.“

Nun steige ich vom Rücken des Einhorns, das mich bis hierher getragen hat. Als ich es aber beim Tor festbinden möchte, schüttelt es bedächtig das wunderschöne Haupt mit der prächtigen Mähne, denn es ist zu Hause angekommen, es gibt keine Fesseln mehr, das Einhorn ist frei.

Ich möchte weiterschreiten, allerdings kann ich nur wie durch Schleier hindurch sehen, mein Schritt findet keinen Halt mehr. Ich taumle, kauere mich nieder und hoffe, dass sie sich heben mögen, die Schleier. Da legt das Einhorn sein Haupt in meinen Schoß, und im selben Augenblick fallen die Schleier wie Spinnweben von meinen Augen und ich sehe den mächtigen Ahornbaum im silbernen Licht des Mondes.

„Wacht auf!“ ruft das Einhorn jetzt mit sanfter Stimme, und nochmals ruft es: „Wacht auf!“ und wie ich meinen Blick mit den Lichttropfen des Mondes vom blätterschweren Haupt des Ahorns hinab zu seinem starken Fuß wandern lasse, beginnt sich aus dem dunklen Stamme eine zarte Frauengestalt zu lösen.



Sie trägt ein schmal zu Boden fließendes, weißes, hoch geschlossenes Spitzenkleid mit bis zu den Ellenbogen hin gepufften Ärmeln und glasklare Sandalen, die mit zarten Riemchen ihre kleinen Füße umschließen. Jetzt kommt sie langsam näher, den Rücken mir zugewandt, und ich sehe die Lichtpünktchen in ihrem hellen, bis weit über die

Taille hinab fallenden Haar silbern im Mondenschein aufschimmern.

„Das Zeichen“, spricht nun das Einhorn, „gib ihr das Zeichen.“ Da hole ich aus dem Faltenwurf meines Kleides die kleine Schachtel hervor, entnehme den weißen Blütenflaum und lege ihn in ihre am Rücken wie zu einer Schale geformten Hände. Sie schließt ihre Finger über dem Blütenflaum, löst mit der anderen Hand ein tiefblaues Samtband aus ihrem Haar und legt es in den Nachtwind, der es fortträgt, hinauf zu dem Ahornbaum, hinauf zum Mond, hinauf zu den Sternen, wo es sich in die Unendlichkeit des Himmels hinein verliert. Dann wendet sie sich zu mir um und blickt mich mit ihren großen Augen an, die so tiefblau sind wie das Band, das sie aus ihren Haaren löste. Da ich einmal von ihr den Abriss einer Fotografie gesehen habe, erkenne ich sie sofort. Es ist Ka-

tharina, von allen stets Lun genannt, unsere Stamm-
mutter.

Lun lächelt mich freundlich an und spricht mit angenehmer melodischer Stimme: „Willkommen, kleine Tochter, wir haben auf dich gewartet“, dann nimmt sie mich an der Hand und führt mich zu dem mächtigen Ahornbaum hin. Dort sehe ich jetzt an einer festlich gedeckten Tafel im hellen Mondenschein all jene sitzen, nach denen ich mich sehne, alle, wirklich alle.

„Komm, setze dich zu uns“, spricht Lun und rückt mir einen Sessel zwischen sich und Ferdinand zu-
recht. Ich setze mich und fühle die Blicke aller freundlich auf mich gerichtet. „Trinke“, spricht nun Lun weiter und reicht mir ein Glas Milch, das ich in langen Zügen leere. Lun sieht mich liebevoll an und gießt mir aus einem großen Tonkrug nach. „Stärke dich nur, kleine Tochter“, setzt sie fort, „dein Weg war weit und beschwerlich.“ Nachdem ich mein Glas geleert habe, ergreift Lun erneut das Wort. „Nun wollen wir dir von uns erzählen“, sagt sie, „lausche, kleine Tochter, lausche und schaue, denn alles was jemals war und ist und sein wird, ist eingebrannt ins ewige Jetzt, lausche, kleine Tochter, lausche und schaue.“

Plötzlich vernehme ich leises Weinen, und ich sehe, dass Lun einen kleinen Jungen in ihren Armen hält. Es ist mein kleiner Junge, der vor einiger Zeit gestorben ist. Lun gibt ihn in meine Arme und ich lege ihn an meine Brust. Er ergreift sie sofort mit seinen runden Händchen und trinkt daraus, bis ihm das

Mündchen überquillt. Dann schläft er satt mit einem zufriedenen Lächeln auf den Lippen in meinen Armen ein. Noch einmal streichle ich über sein Köpfchen mit den seidig weichen Haaren und lege ihn danach in Luns Arme zurück. „Keiner wird vergessen in der Liebe“, sagt Lun. Im selben Augenblick sehe ich meine beiden kleinen Hunde fröhlich auf mich zulaufen, und ich rufe entzückt: „Auch die Tiere nicht!“ Lun lächelt sanft und erwidert: „Auch die Tiere nicht.“

Erst jetzt bemerke ich die vielen Kinder, die um den Ahornbaum tanzen, immer wieder vergnügt in die Hände klatschen und dabei hellauf lachen. Da lösen sich zwei von ihnen aus dem munteren Reigen und laufen zum wilden Fluss hinab, dorthin, wo dereinst der alte Kupferhammer gestanden hatte, jener Kupferhammer, von dem jetzt noch die Schleifspuren des Mühlrades im trockenen Kanal Zeugnis geben und aus dessen Ruinen eine kleine Siedlung gewachsen ist, eine Siedlung für die Arbeiter der nahen Munitionsfabrik. Dort hat Ferdinand mit Lun und seinen beiden Kindern ein Zuhause gefunden.

Ferdinands neunundzwanzigster Geburtstag

„Endlich ein Zuhause“, sagt Ferdinand stolz zu mir und streicht mit einem seiner Zeigefinger über den schmalen Oberlippenbart, „endlich ein Zuhause für Lun, Margarita, Heini und mich, ein Zuhause, in dem wir nach eigenem Gutdünken schalten und walten

konnten. Zuvor hatten wir im Haus meiner Mutter gewohnt, gleich gegenüber der Schule, die heute längst verfallen ist. Seit geraumer Zeit schon hatte sie uns gedrängt auszuziehen, die Mutter, da sie unser Zimmer an Bettgeher weitervermieten wollte, um sich den kargen Lebensunterhalt etwas aufzubessern.“

„Bettgeher?“ unterbreche ich Ferdinand staunend. Ferdinand nickt und setzt erklärend fort: „Bettgeher waren Personen, die sich nur für einige Stunden am Tag ein billiges Bett leisten konnten.“ Erneut streicht Ferdinand über den Bart und erzählt dann weiter: „Da wir also nun nicht länger im Haus meiner Mutter wohnen konnten, entschloss ich mich, nicht mehr länger als Briefträger zu arbeiten, sondern eine Stelle in der Munitionsfabrik anzunehmen. Dort sollte ich nicht nur besser verdienen, sondern ich bekam gleichzeitig auch eine eigene Wohnung in einem Siedlungshäuschen zugewiesen, zwar Zimmer und Küche nur, aber für uns war das ein wahres Königreich.“

Vor dem kleinen Haus sehe ich Ferdinand den Schnee von seinen Füßen stampfen. Dann klopft er den Hut am Türstock ab, dass die Schneeflocken nur so von der Krempe stieben und putzt mit seinen großen Händen die weiße Pracht von den Mäntelchen und Mützen der Kinder, die neben ihm stehen. Jetzt öffnet er die schmale Türe, schiebt den dicken Wollvorhang zur Seite und tritt einen Augenblick später mit Margarita und Heini an der Hand in die Küche. Um Ferdinands große Schuhe und um die kleinen Schuhe der Kinder beginnen sich Pfützen zu bilden,